Archiv

für

systematische Philosophie

herausgegeben

von

Ludwig Stein.

Neue Folge

der

Philosophischen Monatshefte.

XVII. Band.



BERLIN.

Druck und Verlag von Leonhard Simion Nf.

1911.

XIII.

Der Begriff.[1]

Arthur Von

A. Levy, Hamburg.

Der Verfasser ist sich bewußt, mit seinen Auseinandersetzungen über das Wesen des Begriffes vielfach im Gegensatz zu der herkömmlichen Ansicht zu stehen; der Leser möge indessen nur dem Gedankengang ebenso genau folgen, wie ihn der Verfasser erwogen hat, und sich dann seine Erkenntnis über den Gegenstand selbst bilden.

Es sei daran erinnert, daß die klassischen und nachklassischen Lehrer der Logik von dem Aussagesatz auszugehen pflegten. Nehmen wir z. B. den Satz: der Hund ist ein Haustier, so wurde dieser ein Urteil genannt, das die Begriffe „Hund" und „Haustier" zueinander in Beziehung setzt, wobei es für uns zunächst auf die Art dieser Be-

---

[1]) Diese Abhandlung bildet das 8. Kapitel einer Arbeit, mit deren Vollendung der Verfasser beschäftigt ist und die in der nächsten Zeit unter dem Titel „Versuch einer Neubegründung der Logik" im Druck erscheinen soll. Der Verfasser hat für die Publizierung im „Archiv" gerade das Kapitel über den „Begriff" gewählt, weil darin neben den erkenntnis-theoretischen Ansichten des Verfassers auch das für die Arbeit bedeutungsvolle methodische Element klar zutage tritt: der Verfasser geht nicht vom Denken aus, dessen Unerkennbarkeit in den ersten Abschnitten aufgezeigt wird, vielmehr sind es die Denkinhalte, die, je nach dem Grade ihrer Vollkommenheit, das Denken zu einem logischen machen können. Damit ist zugleich gesagt, daß die logischen Gesetze ihre Wurzeln im Gebiete des Anschaulichen haben (darunter auch scheinbar so abstrakte Sätze, wie z. B. der Satz des Widerspruchs). — Die historisch überkommene Auffassung der Logik wird durch diese Betrachtungen allerdings insofern eine nicht unwesentliche Wandlung erfahren, als das persönliche (oder individuelle) Moment dabei mehr zu seinem Rechte gelangt und die Kunst des richtigen Denkens danach nicht mehr als Alleingut des wissenschaftlich Gebildeten angesehen werden kann.

ziehung hier nicht ankommt. Genug, es gelangte die Auffassung zur Herrschaft, unser Denken vollziehe sich in Urteilen, die ihrerseits wieder eine Verknüpfung von Begriffen darstellten. Zahllos sind die Untersuchungen, Diskussionen, Experimente, Analysen, Interpretierungen und Polemiken darüber, ob Begriffe auch an sich zur Erkenntnis gelangen können, oder ob sie ihre Wirksamkeit nur als konstitutive Elemente des Urteils entfalten; ob der Begriff anschaulich oder unanschaulich ist, ob er Allgemeines oder Individuelles zur Erscheinung bringt. Aus den Legionen von Arbeiten über den Begriff leuchtet immer wieder eine fatale Schwierigkeit hervor: die Aussage oder das Urteil geht ohne Zweifel auf wirkliche (konkrete) Verhältnisse, mit denen unweigerlich Anschaulichkeit verbunden ist. Sind nun die Begriffe unanschauliche Urteilselemente, so ist nicht recht einzusehen, wodurch sie der Aussage die dieser doch unzweifelhaft innewohnende Anschaulichkeit mitteilen; sind die Begriffe hingegen rein anschauliche Bestandteile des Urteils, so fragt es sich, wodurch sie sich von den gewöhnlichen Vorstellungen unterscheiden, deren Existenz doch neben den Begriffen behauptet wird. Natürlich hat es an Kompromissen nicht gefehlt, die eine Vereinigung der widerstrebenden Gegensätze versucht haben, ohne daß man jedoch zu einer allseitig als befriedigend anerkannten oder allgemein akzeptierten Lösung der Aufgabe gelangt wäre.

Zu der Annahme eines derartigen zwischen dem Anschaulichen und Unanschaulichen umherschwankenden Begriffe ist man — und zwar schon der Begründer der „Logik" genannten Disziplin — durch folgende richtige Beobachtung bestimmt worden.

Man hat, wie gesagt, der Betrachtung den Aussagesatz zugrunde gelegt und diesen als ein Abbild des Urteils aufgefaßt und behandelt. Der mit „sein" als Kopula konstruierte Aussagesatz zeigt nun die Eigentümlichkeit, daß anscheinend von dem Subjekt des Satzes niemals etwas Individuelles, vielmehr stets nur etwas in gewisser Hinsicht Unbestimmtes oder Allgemeines, wie man dies auch bezeichnet hat, prädiziert werden kann. Der Hund ist ein Haustier, aber nicht: der Hund ist dieses oder jenes Haustier da. Dagegen umgekehrt: dieses Haustier ist ein Hund. Ein Haustier, so hat man sich gesagt, steht offenbar im Gegensatz zu diesem oder jenem Haustier hier; es enthält daher nicht die individuelle Anschaulichkeit des uns gegenwärtig gerade interessierenden Haus-

tiers, vielmehr haben wir es, wenn wir, wie in dem oben gewählten Beispiele, von e i n e m Haustiere sprechen, nur mit den wesentlichen Merkmalen des Haustiers, das ist eben der Begriff, zu tun. Steht es aber fest, daß das Prädikat „ein Haustier" in der Tat ein Begriff ist, so folgt daraus auch unmittelbar, daß auch das Subjekt „der Hund" zu den Begriffen zählen muß. Denn der Aussagesatz „der Hund ist ein Haustier" — so die klassische und noch heute verbreitete Ansicht — bringt die Identität von Hund und Haustier zum Ausdruck; diese Identität kann natürlich nur vorhanden sein, wenn auch das Subjekt „der Hund" w e s e n s g l e i c h mit dem Prädikat, also wie dieses, Begriff ist.

Aus solchen mehr oder weniger scharfsinnigen Erwägungen heraus ist man dann zur Subsumption der Begriffe gelangt. Man hat die Begriffe nach Inhalt und Umfang unterschieden, die niederen den höheren untergeordnet und schließlich den Schwerpunkt der Lehre vom Begriffe in dem Verhältnis der Gattungen (Klassen) zu den Arten erblickt; gerade hier ist der Punkt, an dem sich, wie im vorigen Paragraphen angedeutet, Wissenschaft, d. h. Begriffssystematik und Denken gekreuzt haben, was der irrigen Gleichsetzung von Denken und Wissenschaft Vorschub leistete.

Wir wollen jetzt an die Sache einmal von einer anderen Seite herantreten, um uns darüber klar zu werden, was wir an dem Begriff haben, wenn wir ihn behalten, und was wir an ihm verlieren, wenn wir ihn aufgeben.

Der Angelpunkt des Aussagesatzes ist unzweifelhaft das Wörtchen „s e i n". Über seine Funktion als Kopula innerhalb des Satzes sind die Ansichten noch geteilt, ja, es fragt sich, ob eine scharfe Definition der Kopula, die deren Wesen völlig gerecht wird, überhaupt schon gegeben worden ist. Gewöhnlich begegnet man der Auffassung, daß die Kopula die Identität zwischen zwei Begriffen herstelle und dadurch der Verknüpfung des Subjekts mit dem Prädikat Allgemeingültigkeit verleihe: die Kopula konstituiert danach das Urteil. W i e die Kopula jene Identität möglich macht und überhaupt möglich machen kann, ist allerdings nicht ohne weiteres einzusehen, da „sein" — d. i. die Kopula — im Satze doch nur als W o r t steht und in d i e s e r Eigenschaft befähigt sein soll, die Übereinstimmung von zwei Begriffen — des Subjekts und Prädikats — zu begründen. Nach der herrschenden Ansicht schließt nämlich jeder Begriff eo ipso das

„Sein" notwendig ein, mithin würde die Kopula begrifflich als „sein" nicht zu den Begriffen von Subjekt und Prädikat hinzutreten, vielmehr könnte es sich nur um das verbale „sein" handeln. Wir werden hierauf noch zurückkommen; einstweilen begnügen wir uns damit, die Wichtigkeit des kopulativen „sein" für den Aussagesatz zuzugeben.

In der Tat besitzt das Hilfszeitwort „sein" eine Elastizität, die es vor seinesgleichen wesentlich auszeichnet. Man kann „sein" mit allem Verbalen verbinden: Adjektiv, Substantiv, Pronomen, Adverb usw. gehen als Prädikate einen innigen Konnex mit der Kopula ein. Der Hund ist treu, der Hund ist ein Haustier, ich bin der deinige, er ist hier, in diesen Sätzen ist die Kopula mit dem eigentlichen Prädikatträger nahezu verschmolzen. Nur eine Determinierung läßt sich das „sein" nicht gefallen, nämlich die Einschränkung auf die Zahl. Sobald man versucht, „sein" auf eine bestimmte Zahl festzulegen, versagt es sprachlich überhaupt oder es macht die bestimmte Zahl wieder zur allgemeinen. Hierauf beruht es, daß man nicht etwa einen Aussagesatz bilden kann; der Hund ist dieses Haustier da, oder dergleichen. Denn „dieses Haustier" ist der Zahl nach genau als ein, d. h. „einzigartiges" Haustier bestimmt; eine solche Verbindung kann aber das Hilfsverb „sein" nicht eingehen, was nach den folgenden sprachphilosophischen Bemerkungen einleuchten wird.

Wählen wir der Deutlichkeit halber wieder als Beispiel den Aussagesatz „der Hund ist ein Haustier", so müssen wir uns zunächst darüber Rechenschaft geben, womit eigentlich die Kopula verbunden ist. Offenbar scheint das Prädikat „ist ein Haustier" zusammenzugehören, während das „Subjekt der Hund" eine entferntere Stellung der Kopula gegenüber einzunehmen scheint. Aber so selbstverständlich dies auch aussieht und so häufig die Richtigkeit solcher Annahme auch stillschweiegnd vorausgesetzt wird, so wenig dürfen wir uns bei dem immerhin subjektiv gefärbten Eindruck einer noch so großen Evidenz beruhigen. Wodurch ist es begründet, die Worte „ist ein Haustier" als eng miteinander verbunden zu betrachten, dagegen den Zusammenhang zwischen Kopula und Subjekt als lose zu betrachten?

Mit Unrecht hat man verschiedentlich Versuche gemacht, dem Verbum „sein" da, wo es als Kopula auftritt, eine von dem mit ihm

gewöhnlich verknüpften Sinn abweichende, eigene Bedeutung zu imputieren. Denn der Kopula ist es, wie man richtig erkannt hat, zuzuschreiben, daß der Konnex zwischen zwei Wortgruppen zu einem Urteil wird und gegenständlich aufzufassen ist; für die Perzeption eines Gegenstandes, wie namentlich eines dinglichen, ist aber das Bewußtsein des Seins unerläßlich, mithin ist auch in der Kopula „sein" das ursprüngliche Wesen des Verbums „sein" wirksam. Was wir von dem Verbum „sein" erkennen, wird also auch für die Kopula Gültigkeit haben.

Die Sprache soll Wahrnehmungen veranschaulichen. Wahrnehmungen erscheinen uns unter der Form des Seins, und zwar eines bestimmten (modifizierten) Seins, nicht etwa eines allgemeinen, alle Seinsarten in sich enthaltenden Seins. Daraus erklärt es sich, warum das Verbum „sein", falls es nicht in ganz bestimmter anderer Bedeutung gebraucht wird, in der Sprache stets determiniert werden muß: die Art des Seins, um die es sich in dem einzelnen Falle handelt, muß jedesmal verdeutlicht werden. „Der Hund ist", diese Worte vermögen, mit anderen sprachlichen Sätzen verglichen, eine Anschauung überhaupt nicht liefern, und zwar um deswillen nicht, weil das Wörtchen „ist" hier das undeterminierte Sein darstellt; auf eine andere Interpretation des Satzes soll sogleich noch eingegangen werden, einstweilen halten wir an dem Gesagten fest. Das „sein" muß also um Bildkraft zu erlangen, determiniert werden, was hier die Worte „ein Haustier" besorgen. Es ist gleichgültig, ob das Prädikatswort auf die Frage wie oder was antwortet, z. B. wie (oder was) ist der Hund? Antwort: der Hund ist treu; oder was ist der Hund? Antwort: der Hund ist ein Haustier. In dem einem wie dem anderen Falle haben wir es mit einer Determinierung der Kopula „ist" zu tun: das Sein hat eine Anschauungsform bekommen. Wie schon oben erwähnt, beruht diese sprachliche Eigentümlichkeit darauf, daß sich die Wahrnehmungen uns nur als individuelle oder artbestimmte Wahrnehmungen manifestieren. Die Dinge — und nur auf diese bezieht sich die Sprache — erscheinen uns immer und überall zugleich mit ihren Eigenschaften, dies Wort im weitesten Sinne genommen. Wir sehen niemals bloß ein Blatt, wir erblicken vielmehr ein grünes, ein dürres, ein rotbraunes, ein gelbes, kurzum ein irgendwie gefärbtes Blatt; wir hören nicht bloß einen Klang, wir hören zugleich einen hellen, einen schrillen, einen dumpfen, einen monotonen,

kurzum einen irgendwie abgestimmten Klang. Man kann dies auch so ausdrücken, und damit werden wir der inneren Natur dieser Vorgänge am besten gerecht, indem man sagt, daß wir die Dinge stets innerhalb einer ihnen zukommenden Zuständlichkeit erfassen, ein Problem, dessen tieferliegende Wurzel uns weiter unten noch beschäftigen wird.

So aufgefaßt, produziert der Satz „der Hund ist ein Haustier" in unserem Bewußtsein die Vorstellung eines Hundes, die von einer ganz bestimmten Zuständlichkeit beherrscht wird; wir empfangen nämlich das Bild eines als Haustier dienenden Hundes. Dabei unterscheiden wir deutlich, daß hier der „Hund" und nicht etwa „das Haustier" unter dem Zeichen der Zuständlichkeit steht, d. h. wir begreifen hier den Hund unter der Modifizierung des Haustieres, nicht aber das Haustier, modifiziert durch den Hund [2]). Sonst müßte der Satz lauten „das Haustier ist ein Hund". In dem Beispiel „der Hund ist ein Haustier" sind die Worte „der Hund" befähigt, innerhalb des Satzes die Vorstellung des Hundes zu produzieren. Demnach kann dem Subjekt „der Hund" nicht gleichzeitig auch das Vermögen zukommen, die Zuständlichkeit auszudrücken, da diese nicht mit dem Subjekt zusammenfällt: wir nehmen deutlich das „Ding" in einem bestimmten Zustande wahr, und die Sprache hat dies zu reproduzieren. Andererseits ist die Zuständlichkeit doch in unserem Exempel wiedergegeben, und, da die Kopula „ist" allein ein artbestimmtes Sein nicht repräsentiert, müssen die Worte „ein Haustier" als determinierende Worte von „Sein" angesehen werden. Ganz richtig nimmt die Grammatik dem oben Gesagten entsprechend an, in dem Prädikat verschmelze die Kopula mit dem zu ihr gehörenden Bestimmungswort.

---

[2]) Die Wahrnehmungen bilden, wie schon an dieser Stelle bemerkt sein mag, eine komplexe Manifestation unseres Bewußtseins und stellen also nicht die letzten Elemente unseres Erkennens dar. Auf dem Wege nachträglicher Reflexion können wir daher stets analysierend feststellen, welcher Gegenstand und welcher Zustand dieses Gegenstandes zugrunde liegt. Der sprachliche Satz kann nicht in solcher Weise zerlegt werden, weil er nur Wahrnehmungen zu veranschaulichen hat und die hinter diesen verborgenen Gebilde von der Sprache überhaupt nicht betroffen werden.

Jetzt haben wir darüber Klarheit erlangt, daß jenes eigenartige Verhältnis, in dem die Kopula des Aussagesatzes zu ihrem Prädikatworte steht, rein sprachlicher Natur ist und nicht mehr oder minder gewaltsam mittelst einer hinzugedachten Identität erklärt zu werden braucht. Es ist schon gesagt worden, daß „sein" jede Determinierung verträgt, mit alleiniger Ausnahme der Determinierung durch die Zahl. Sätze wie „jene Löwen sind hundert Raubtiere", „ein Dutzend sind zwölf" betrachtet die Sprache und Logik als widersinnig. Gerade der Satz „ein Dutzend sind zwölf" zeigt evident, daß hier nicht etwa die Relation der Identität zwischen Subjekt und Prädikat mitspielt; sonst müßte die Gleichsetzung des „Dutzend" mit „zwölf", deren Bedeutung doch dieselbe ist, mittelst der bloßen Kopula möglich sein. In dem auf einem nachlässigen Sprachgebrauch beruhenden Satze „ein Dutzend Menschen sind zwölf Menschen" muß es richtig heißen „sind gleich zwölf Menschen"; läßt man das Wörtchen „gleich" weg, so nimmt die Kopula „sind" ohne weiteres die Bedeutung von „gleichsein" an: man kann den Sinn des Satzes ganz genau unter Anwendung des mathematischen Gleichheitszeichens wiedergeben, indem man die Formel aufstellt: 1 Dutzend Menschen = 12 Menschen, d. h. die beiden Wortgruppen bleiben unverbunden, die sprachliche Verschmelzung ist nicht zustande gekommen.

Daß „sein" nicht durch die Zahl determiniert werden kann, erklärt sich aus der Eigenart des Zahlenmäßigen. Die Zahlen bilden eine fortlaufende Reihe, und mit jeder Zahl, die wir aus ihr herausgreifen, negieren wir sämtliche andern Zahlen. Jede Zahl wird nämlich nur so begriffen, daß wir ihrer Stelle innerhalb der Zahlenreihe inne werden; dadurch betrachten wir sämtliche übrigen Zahlen als konstitutive Elemente für die uns gerade interessierende Zahl, d. h. wir sehen von den Stellen, die die anderen Zahlen in der Reihe einnehmen, ab, was wieder soviel heißt, daß wir das Sein der einzelnen anderen Zahlen ausschließen. Das Sein ist nun allen Wahrnehmungen immanent; das Sein durch die Zahl determinieren, würde mithin soviel bedeuten, als das Sein auf eine bestimmte Wahrnehmung beschränken oder, was dasselbe ist, alle übrigen Wahrnehmungen des Seins für verlustig erklären. In Übereinstimmung hiermit verhält sich das Wort „sein" im negativen Satze. In dem negativen Satze „der Fuchs ist nicht ein Haustier" verschmilzt die Ver-

neinung mit dem Artikel und der Satz lautet „der Fuchs ist k e i n Haustier". Geschähe dies nicht, so würde der Artikel „ein", indem er den Ton erhielte, zum Zahlwort werden und der Satz die Form annehmen: „der Fuchs ist nicht e i n Haustier", eine Sprachverbindung, die unmöglich ist. Hingegen trägt die Verschmelzung „kein" der Universalität des Wortes „sein" Rechnung, da das u n b e s t i m m t e Zahlwort „kein" ebenso wie das positive „ein" sämtliche mögliche Wahrnehmungen einer gewissen Art umfaßt [3]).

Nach diesen Erörterungen wenden wir uns wieder dem Ausgangspunkte unserer Betrachtung zu, die damit einsetzte, daß wir uns wunderten, wie es scheinbar unmöglich sei, v o n einem Gegenstande etwas K o n k r e t e s auszusagen und wie Urteile von der Gestalt des Satzes „der Hund ist d i e s e s Haustier" nicht gebildet werden könnten. Die Erklärung für jene Erscheinung ist nun leicht gegeben. Die Determinativa „dieser", „jener", „solcher", das bestimmte „der, die, das" usw. schränken die Worte, mit denen sie verbunden werden, auf etwas Individuelles, besser: auf ein Einzelnes ein, womit zugleich die übrigen Glieder der Wahrnehmungsweise negiert werden. Das „sein" erlaubt eine derartige Verdichtung, die zugleich eine Ausscheidung seines w e s e n t l i c h e n Gehalts — der Möglichkeit, j e d e r Wahrnehmung die Existenz zu leihen — ein für alle Mal nicht, und h i e r a u f b e r u h t e s , d a ß d e r m i t „s e i n" k o n s t r u i e r t e A u s s a g e s a t z i m P r ä d i k a t n i e m a l s K o n k r e t a a l s N o m e n h a b e n k a n n. Wir haben es hier also mit einem rein s p r a c h l i c h e n Vorgang zu tun, der indessen von altersher als ein logisches Phänomen gedeutet worden ist. In dem Satze „der Hund ist ein Haustier", so hat man argumentiert, bedeutet „ein Haustier" nicht dieses oder jenes wirkliche Haustier,

---

[3]) Die übrigen Verben verhalten sich in bezug auf den negativen Ausdruck verschieden, je nachdem sie der Bedeutung des Wortes „sein", das ihnen allen innewohnt, näher oder entfernter stehen. Manche lassen die Negation mit „nicht" und auch die mit „kein" zu, beide allerdings in einer scharf getrennten Anwendung; z. B. „der König trinkt einen Becher Wein" kann heißen „der König trinkt gerade j e t z t (Präsens) einen Becher Wein" oder „der König trinkt ü b e r h a u p t (generell) einen Becher Wein". Dem entsprechen zwei Formen der Verneinung: „der König trinkt nicht e i n e n Becher Wein (Präsens)" und „der König trinkt k e i n e n Becher Wein (überhaupt nicht)". Der gute Stil beachtet diese Unterschiede in der Schreibweise wohl.

nein, es handelt sich hier um den Inhalt der charakteristischen Merkmale des Haustiers, um das Haustier überhaupt, d. h. um etwas Allgemeines oder den Begriff des Haustiers. Da man ferner die Analyse des Satzes so vornahm, daß man — gleichviel, ob auf der Grundlage der Identität oder der Subsumption — eine Übereinstimmung zwischen dem Subjekt „Hund" und dem Prädikatsnomen „Haustier" statuieren zu müssen glaubte, so war es nur natürlich, daß auch der „Hund" mit dem Überwurf der Allgemeinheit angetan, daß auch er zum Begriffe wurde und sich die Doktrin erhob, im Urteile, d. i. in der Aussage, verbänden sich Begriffe und alles Denken vollziehe sich nur mittelst der Begriffe. Konsequenterweise mußten auch die Prädikate, die von Verben, Adjektiven usw. gebildet wurden, Begriffe sein.

Dazu kam noch ein anderes. Schon der große Systematiker des Altertums und Schöpfer der Logik hatte die Aufmerksamkeit auf die Composita unter den Substantiven lenken zu müssen geglaubt, und aus ihnen Schlüsse in bezug auf die Logik gefolgert. Gäbe es z. B. ein „Wassertier", so sei die conditio sine qua non, daß mindestens ein Tier (überhaupt) existiere. Dasselbe könnte man von allen zusammengesetzten Substantiven, wie Raubvogel, Edelwild, Frühlingsblumen, Kinderherz usw. behaupten. Auch diese Argumentierung beruht auf einer Verwechslung des Sprachlichen mit dem Gedanklichen.

Composita nennen wir solche Substantive, die wir — einerlei, ob mechanisch unter dem Einflusse des Sprachgebrauchs oder bewußt — vermittelst des Zusammensetzens zweier oder mehrerer Worte erzeugen; meistens fügen wir zu diesem Behufe Substantive aneinander, manchmal verbinden wir Adjektiv und Substantiv und in noch selteneren Fällen wählen wir das Verbum oder eine andere Wortart als cherakteristische Beigabe für das Substantiv. Es versteht sich, daß hiernach jeder Teil des Compositums auch für sich als Wort existieren muß; denn nach der Definition ist die Vereinigung der beiden (oder mehrerer) Glieder des Compositums ja von uns vorgenommen worden. Ganz entgegengesetzt verhält es sich aber mit dem Bedeutungsinhalt des zusammengesetzten Substantivs.

Die Vorstellungen oder besser: die Denkinhalte sind uns gegeben, und es steht nicht in unserer Willkür zu bestimmen, ob

wir diesen oder jenen Denkinhalt perzipieren wollen; wir können wohl sagen, jetzt will ich das eine oder jetzt das andere Ding wahrnehmen, wie wir es wahrnehmen, d. h. doch, welche Denkform daraus für uns entsteht, dies hängt jedesmal von der Verfassung unseres Bewußtseins ab, die wieder auf Imponderabilien gegründet ist. Hinter die Denkinhalte können wir demnach nicht schauen. Nehmen wir einmal an, das „Wassertier" bilde unseren Denkinhalt, so steht nach dem Gesagten fest, daß dieser Denkinhalt nicht etwa künstlich von uns produziert ist, also z. B. nicht etwa so, wie wir das dem Denkinhalt entsprechende Wort Wassertier aus „Wasser" und „Tier" zusammensetzen würden. Immerhin könnte eine reflexive Betrachtung des Denkinhalts „Wassertier" vielleicht ermitteln, daß sich dieser in zwei Vorstellungselemente zerlegen läßt und sich das Ganze als eine Synthese darstellt. Als solche Elemente könnte die Analyse hier z. B. erstens das Tier überhaupt und zweitens das Wasser, worin dieses „Tier" lebt, feststellen. Damit wäre aber durchaus noch nicht erwiesen, daß nun auch jedes bei der Zergliederung gefundene Vorstellungselement als selbstständiger Denkinhalt ein Leben geführt haben muß; denn dies würde die Argumentation voraussetzen, daß alles, was in einer Verbindung (also innerhalb einer Synthese) vorhanden ist, auch immer allein, d. h. für sich zu existieren vermag, ein Schluß, dessen Fehlerhaftigkeit offen zutage liegt.

Nur da trifft diese Behauptung zu, wo die einzelnen Elemente der Verbindung Summanden sind und die Verbindung selbst eine Summe darstellt, eine Art des Zusammenfassens, die eigentlich gar nicht mit dem Terminus Synthese zu bezeichnen ist. Betrachten wir die Formel $1 + 2 = 3$ oder $a + b = s$ (Summe), so müssen die Summanden 1 und 2 sowie a und b auch für sich existieren können; denn die Summen 3 und s enthalten schließlich nur einen vereinfachten Ausdruck für die summierten Einheiten, selbst die Funktion des Vereinigens hat mit der Summe nichts mehr zu tun, da sie mit dem Pluszeichen zugleich gegeben wird. Läßt man die Summe als eine Verbindung gelten, so ist es für diesen Fall allerdings richtig, daß die Elemente, die innerhalb der Verbindung existieren, auch für sich existieren können. Die von uns gebildete Wortsumme Wassertier bedingt es, daß auch die Worte „Wasser" und „Tier", und zwar jedes allein, in der Sprache vorhanden sein müssen.

Demgegenüber ist zu beachten, daß die Vorstellung oder der Denkinhalt „Wassertier" uns, wie oben erläutert, als ein Einzelnes, ein Nichtzusammengesetzes erscheint; wollen wir es reflexiv auflösen, so müssen wir davon ausgehen, daß wir es mit einem Ganzen zu tun haben und daß die Elemente, die wir mittels Analysierens finden, Teile dieses Ganzen sind. Im Gegensatze zur Summe, die eine Mehrheit angibt, bedeutet das Ganze eine Einheit, mag es aus noch so vielen Teilen zusammengesetzt sein. Die Definition des Teiles verbietet diesem aber, für sich selbst zu existieren, sie verlangt vielmehr, daß er, wo und wie er auch erscheint, ständig auf seinen Zusammenhang mit dem Ganzen hinweist. Die Arithmetik drückt dieses Teilverhältnis am schärfsten aus, indem sie $^1/_{10}$, $^2/_5$ oder a/b schreibt und dadurch angibt, daß die Teile 1, 2 oder a ohne die Ganzen (Nenner) 10, 5 oder b überhaupt nicht gedacht werden können. Auf unser Beispiel vom Wassertier angewandt, würde daraus die Lehre zu ziehen sein, daß bestenfalls die reflexiv vorgehende Analyse das Ganze des Denkinhalts „Wassertier" in zwei Elemente zu zerlegen versucht sein könnte; da sich jeder Denkinhalt als eine Einheit (oder ein Ganzes) manifestiert, so kann auch der Denkinhalt „Wassertier" wie jede andere Einheit nur in Teile zerlegt werden, von denen jeder einzelne diese Einheit (d. i. sein Ganzes) veranschaulicht. Würden die Teile auch für sich bestehen, so würde die Einheit (d. i. das Ganze) aus Mehrheiten zusammengesetzt sein, was widersinnig wäre. Kurzum, der analytisch gefundene Teil „Tier überhaupt" könnte selbstständig nicht existieren; er käme nur soweit in Betracht, als er auf seine Weise den Denkinhalt „Wassertier" mit ausdrückt. Ebensowenig kann man sich etwa einen Radius ohne sein Ganzes, d. i. den Kreis, oder die Linie ohne ihr Ganzes, d. i. die Fläche, denken. Der Satz, wenn ein Wassertier als Denkinhalt existiere, so müsse auch, getrennt von ihm, mindestens die Idee eines Tieres überhaupt gedacht werden können, besteht also zu Unrecht; er ist nur dann gültig, wenn er, auf das Sprachliche eingeschränkt, ausdrücken soll, daß mit dem Kompositum Wassertier zugleich auch zugegeben ist, daß die Bildungen „Wasser" und „Tier" ebenfalls selbständige Worte sind. Ja, noch mehr, die Art der Verbindung zeigt ferner an, daß das Wort „Tier" einer mannigfachen Determinierung fähig ist, wie z. B. in Landtier, Lufttier usw. Gerade dieser Umstand ist es, der das rein

Sprachliche ins Logische verdreht und dadurch wesentlich dazu beigetragen hat, den Begriff samt seinen Klassen und Ordnungen zu schaffen.

Dieser Tatbestand wird erst in das rechte Licht gesetzt, wenn wir auf die Definition des Begriffes zurückgehen, die fordert, daß der Begriff mit seinem Gegenstande übereinstimmen müsse. Ist es zutreffend, daß wir Erkenntnis dadurch gewinnen, daß wir Begriffe miteinander vergleichen, so kann solche Erkenntnis nur dann wahr genannt werden, wenn auch die den Begriffen entsprechenden Gegenstände sich in derselben Weise miteinander vergleichen lassen, wie es ihre Begriffe gestatten. Umgekehrt müßte nach jener Auffassung in allen Fällen, wo die Gegenstände sich miteinander vergleichen lassen, auch eine Komparierung der ihnen korrespondierenden Begriffe möglich sein; denn Vergleichen überhaupt ist ein Denkakt (Urteil), der — immer nach jener Ansicht — nur unter Zuhilfenahme von Begriffen zustande kommen soll. Da nun alle Gegenstände ausnahmslos miteinander verglichen werden können und es von jedem Gegenstand einen Begriff geben soll, müßten auch alle Begriffe unter sich vergleichbar sein.

Daß alle realen Dinge miteinander verglichen werden können, ist eine Vorbedingung unseres Erkennens überhaupt; worauf dieses Phänomen beruht, werden wir später zu erklären suchen. Einstweilen genüge es, daran zu erinnern, daß wir in unserem Bewußtsein nur um deswillen von einem Gegenstand zum andern zu gelangen vermögen, weil wir je einen mit dem anderen vergleichen können.

Dieser Eigentümlichkeit der erkennbaren Gegenstände vermag der Begriff nicht gerecht zu werden. Nur gewisse Begriffe lassen sich miteinander vergleichen, woraus man verkehrterweise schließen zu müssen glaubte, auch in der Empirie seien es nur gewisse Dinge, die sich miteinander komparieren lassen.

Allerdings hat man sich, und dies seit der Zeit der Begründung der Logik, eine andere Methode des Vergleichens gemacht, als wir es hier tun. Nach dem Prinzipe der Identitättheorie hat man den einfachen, mit der Kopula „sein" konstruierten Aussagesatz als einen Typus des Vergleichens betrachtet und jedesmal, wenn Subjekt und Prädikat logischerweise die Verbindung zu verweigern schienen, die Erklärung formuliert, es handle sich um zwei verschiedene Kategorien von

Gegenständen, die nicht miteinander verglichen werden könnten. Bilden wir zur Erläuterung etwa den Satz: das Gold ist schief. Die Erklärung dafür, daß dieses Urteil anscheinend sinnlos ist, hat man etwa so gegeben: „Gold“ ist eine Kategorie für sich, nämlich die der Substanz (οὐσία), ebenso ist „schief“ eine Kategorie für sich, und zwar die der Lage (κεῖσθαι). Beide Kategorien repräsentieren zwei oberste Klassen von bestimmten Dingen, auf die man diese durch Abstraktion zurückführen kann. Dabei hat man aber übersehen, daß in dem Satze „das Gold ist schief“ von einem Identitätverhältnis oder einer Vergleichung gar nichts gegeben ist; wie wir oben ausführlich erörtert haben, muß die Kopula „ist“ in dem ursprünglichen Sinne des Zeitworts „sein“ genommen werden, und das Adjektiv „schief“ bedeutet nichts als eine Determinierung dieses Seins (den Zustand). Daß uns diese Determinierung unrichtig erscheint, beruht hier auf der Unmöglichkeit, einen Denkinhalt „das Gold ist schief“ zum Gegenstand unserer Anschauung zu machen; so wenig wie wir mit Sätzen wie „das Gold ist grün“ oder „das Gold ist ein Haustier“ eine uns zusagende Erkenntnis verbinden können. Was sich dem widersetzt, muß in unserer Anschauung, d. h. in einem ganz bestimmten vorhandenen Denkinhalt, liegen, nicht etwa bloß darin, daß das Gold in seiner Eigenschaft als Begriff die Verschmelzung mit dem kategorial anders gearteten Begriff „schief“ nicht einzugehen vermag. Auf der einen Seite steht ja fest, daß wir mit dem Metall „Gold“, mögen wir es nun als „gelb“, „schwer“, „glänzend“ usw. charakterisieren, eine anschauliche Vorstellung verbinden; auf der anderen Seite wissen wir, daß der Begriff, da er alle wesentlichen Merkmale eines Objekts umfassen soll, unanschaulich ist. Da nun anerkanntermaßen alle Urteile auf ein wirkliches Sein gehen, muß auch das Urteil „das Gold ist schief“ einen Denkinhalt, d. i. ein anschauliches Sein repräsentieren: sollte etwa das Begriffsverhältnis von „schief“ und „Gold“ daran schuld sein, daß unsere Erkenntnis jenem Urteil die Aufnahme verweigert, so müßte wohl oder übel dabei ein Unanschauliches (d. s. die Begriffe „Gold“ und „schief“) im Spiele sein, was indessen von uns nicht eingesehen werden könnte. Denn wir können nur verstehen, daß zwei anschauliche Denkinhalte einander den Platz streitig machen, nicht aber, daß ein Unanschauliches sich unter die Denkinhalte mischt und diesen oder jenen zurückhält. Wie ein Unausgedehntes, wenn es

so etwas gäbe, dem Ausgedehnten nichts anzuhaben vermöchte. In der Tat beruht denn auch der Widerstreit in unserem Erkennen, den wir konstatieren können, wenn wir den Satz „das Gold ist schief" formulieren, ganz einfach darauf, daß hier Worte gebraucht sind, von denen wir dem Substantiv „Gold" wie dem Adjektiv „schief" sonst in einem anderen Zusammenhang zu begegnen gewöhnt sind. Auch so ergibt der Satz „das Gold ist schief" allerdings eine (etwa eine verzerrte) Anschauung; nur, daß diese mit dem Zustande, unter dem wir das Gold sonst zu erkennen pflegen, wenig oder nichts zu tun hat. Um die Vorstellung des Goldes in uns hervorzurufen, hätten wir uns eben anderer Wortverbindungen bedienen müssen.

Die Unvergleichbarkeit gewisser Begriffe hat, wie schon angedeutet, dazu geführt, Kategorien des Denkens zu bilden. Gerade diese Tat, auf die sich der Begründer des Kritizismus nicht wenig einbildete, läßt aber mit einem Schlage das kunstvoll errichtete Gebäude von Begriffen zusammensinken und zu dem werden, was es wahrhaft ist: zur Sprachform. Ein Blick auf das Wesen der Sprache, das im nächsten Abschnitt in den Kreis unseres Lehrgangs hereingezogen wird, vermag uns leicht zu zeigen, wie man lange Sprachliches für Geistiges, Wort für Gedanken fälschlich genommen hat.

Lassen wir die für das Entstehen und die Umbildung einer Sprache wichtigen Sprachwurzeln, Umlaute, Silbenstellung usw. hier beiseite und betrachten wir bloß die fertige Sprache, wie sie von uns gehandhabt wird, so finden wir sofort, daß wir als Grundstock der Sprache die Wörter und die Sätze im Gebrauch haben. Dem trägt die Grammatik Rechnung, indem sie eine Formenlehre und eine Syntax (Satzlehre) zu lehren pflegt. Diese wie jene befaßt sich damit, die Regeln aufzustellen, nach denen die Sprachverbindungen (nicht Sprechverbindungen!) vor sich gehen. Damit solche Verbindungen überhaupt möglich sein können, ist es erforderlich, daß die Bestandteile der Wörter variabel sind. Die Silben müssen sich verschieben lassen können, die Substantive, die Artikel, die Pronomen müssen flektieren, die Konjunktionen müssen die Sätze verknüpfen, kurzum, es muß zwischen Wort und Wort, zwischen Satz und Satz ein Abhängigkeitsverhältnis hergestellt werden, worin die Glieder einander bedingen. So muß dem Genetiv des Artikels auch der Genetiv des Substantivs, der Präposition „mit" der Dativ folgen, das Relativ-

pronomen leitet einen attributiven Nebensatz ein usf. Da nun alle diese Verschiebungen schließlich auf ein Plus oder Minus an Silben hinauslaufen; da auch das Umlauten von Silben, indem die schwächere zur stärkeren wird, oder umgekehrt, sich als eine Zu- oder Abnahme des Sprachtons charakterisiert, so kann man mit Recht sagen, der ganze Zusammenhang der Wörter wurzele im Quantitativen. Eine solche quantitativ aufgebaute Ordnung führt die Bezeichnung „System". Jede Kultursprache bildet ein solches System für sich.

Es gibt aber noch eine andere Methode, die Wörter in einer bestimmten Reihenfolge zu ordnen.

Um uns das, was wir untersuchen wollen, ganz klar zu machen, wählen wir ein konkretes Beispiel, z. B. das Wort „Rind". Dieses Wort hat die Aufgabe, innerhalb des so oder anders gebildeten Satzes eine gewisse Vorstellung in uns zu erwecken. Statt dieses Wortes können wir aber auch, ohne daß der Sinn verloren zu gehen braucht, ein anderes Wort setzen, nämlich — auch dies nur ein Exempel — das Wort „Säugetier". Sagen wir statt des Satzes „das Rind grast auf der Wiese" etwa „ein Säugetier, hörnertragend und wiederkäuend, grast auf der Wiese", so haben wir das Wort „Rind" so deutlich umschrieben, daß in der Vorstellung des Hörers über die Natur des Gemeinten kaum noch ein Zweifel obwalten kann. Solcher Umschreibungen kennt die Sprache unzählige; jedes Wort, das im Satze einen bestimmten Bedeutungsinhalt vertritt, also namentlich Substantive, Adjektive und Verben, können in solcher Weise umschrieben werden.

Ein paar Exempel solcher Stufenfolge mögen das Gesagte verdeutlichen.

Das Wort „Geschöpf" vermag zu umschreiben die Worte:
Säugetier, Raubtier, Hund, Haushund;

das Wort „gut" vermag zu umschreiben die Worte:
menschlich, mitleidig, barmherzig, mitfühlend, wohltätig usw.;

das Wort „gehen" vermag zu umschreiben die Worte:
wandern, sich begeben, schreiten, traben usw.

Dabei handelt es sich nicht etwa um Synonyma, d. h. um Ausdrücke, von denen einer für den anderen stehen kann. Das Wort

„Geschöpf" deckt sich nicht etwa mit dem Worte „Tier", wohl aber läßt sich mittelst des Wortes „Geschöpf", sofern nur der Satz dementsprechend gebildet wird, das Wort „Tier" umschreiben. In dem von uns gegebenen Beispiel vermag das Substantiv „Geschöpf" offenbar die größte Zahl von Ausdrücken zu umschreiben, nämlich Säugetier, Raubtier, Hund, Haushund; schon das Substantiv „Säugetier" ist in dieser Beziehung beschränkter, da sich mit ihm nur die Substantive Raubtier, Hund, Haushund umschreiben lassen, während das Wort „Geschöpf" mittelst des Substantivs „Säugetier" nicht ausgedrückt werden kann. In weiter abnehmender Richtung bewegt sich die Fähigkeit des Umschreibens, wenn wir daraufhin die Substantive Raubtier, Hund, Haushund betrachten. Das Wort „Haushund" vermag schließlich nur noch die Spielarten der Haushunde zu umschreiben, z. B. auf der Straße bellt ein „Windspiel" wäre zu umschreiben durch: auf der Straße bellt ein schlanker, gelblicher, dünnbeiniger Haushund usf. Ob das Wort „Windspiel" auch wieder als umschreibendes Substantiv zu dienen vermag, dies hängt davon ab, ob man für die Unterschiede unter den Windspielen ein neues Wort geprägt hat. Uns ist ein solches differenzierendes Substantiv nicht bekannt, aber der Fachmann wird dies besser wissen.

Jedenfalls geht aus den von uns angestellten Betrachtungen mit Evidenz hervor, daß die Worte auch ihrer Bedeutung nach stufenförmig geordnet werden können, wobei das regulative Prinzip für die Aufeinanderfolge je in dem Vermögen des Umschreibens liegt, das den Worten untereinander zukommt. Wer die meisten Worte in dieser Folge umschreiben kann, steht obenan, wer die wenigsten Umschreibungen sein nennt, bildet das unterste Glied der Kette. Ganz offenbar haben wir es hier mit einer quantitativ geordneten Reihe zu tun; eine solche führt die Bezeichnung „System".

Die Sprache kann also von zweierlei Gesichtspunkten aus als „System" angesehen werden, nämlich

erstens: insofern, als die grammatische Zusammenfügung der Wörter und Sätze auf einer quantitativen Grundlage beruht,

zweitens: insofern, als die Wörter nach ihrem Bedeutungswandel, d. h. ihrer Fähigkeit des Umschreibens, gegeneinander geordnet und zu einer geschlossenen Folge verwertet werden können.

Das erste Verfahren ist maßgebend für die Grammatik geworden; das zweite stellt die Methode der Wissenschaft dar.

Der erste Logiker, der das System der Kategorien aufstellte, bildete diese Kategorien — die ihm, dem Griechen übrigens nicht etwa als bloße Denkweisen galten — aus Worten, die einerseits der grammatischen Ordnung, andererseits aber auch der Bedeutungsordnung der Sprachmittel entnommen waren. Es handelte sich also um eine Mischung, deren Gehalt sprachlich zu nehmen war, während er jahrhundertelang den Grundstein für den Bau der Logik liefern mußte. Man kann auch nicht sagen, daß die Auffassung des Kritizismus, der die Kategorien zu Denkfächern herabdrückte, einen Fortschritt über die antike Lehre hinaus bedeutete. Im Gegenteil, es scheint verzeihlicher, das einzelne Wort für den Gegenstand oder eine Zahl von Gegenständen selbst im Sinne des großen Hellenen zu nehmen, als aus der Form der Sätze (oder Urteile), wie es der Kritizismus tut, die notwendigen Manifestationen des Verstandes erschließen zu wollen. Denn das einzelne Wort kann wenigstens innerhalb des Satzes eine Bedeutung erlangen, die sich auf den Gegenstand bezieht; wohingegen das Ablesen der „Stammbegriffe des Verstandes" aus den sprachlichen Urteilen ein Folgern des Unbekannten aus dem Bekannten (d. h. den Sätzen) bedeutet, ein Verfahren, dessen logische Anfechtbarkeit gerade der Kritizismus am lautesten betont. Es ist denn auch, wie nicht anders zu erwarten war, bei solcher Formulierung nur zu sprachlichen Nebeneinanderstellungen gekommen, z. B. die Kategorie der Negation, die den verneinenden Urteilen entsprechen soll, bedeutet nichts, als daß das Wort „Negation" als Mittel zur Umschreibung der Worte „verneinendes Urteil" dienen kann usw.

Was wir soeben als Umschreibungsfähigkeit des Wortes kennen gelernt haben, pflegt die alte, aber auch noch die spätere und teilweise sogar noch die heutige Logik als Überordnung des Begriffes zu erklären. Danach stehen die Begriffe untereinander im Verhältnis der Über- und Unterordnung: je mehr Begriffe ein Begriff unter sich hat, desto höher rangiert er, und umgekehrt. Man hat dies den Umfang des Begriffes genannt. Ferner hat man am Begriffe die Merkmale unterschieden und sie als den Inhalt des Begriffes definiert. Diese Merkmale sind jedoch völlig abhängig von dem Umfang des Begriffes und richten sich nach diesem: je größer der Umfang eines Begriffes, desto kleiner sein Inhalt (d. h. desto weniger Merkmale sind

ihm eigentümlich). Der Inhalt des Begriffes ist mithin nur eine andere Ausdrucksart für das, was man auch Umfang heißt.

Dies alles zeigt zur Genüge, daß wir es in dem Begriffe mit etwas Quantitativen zu tun haben. Die grammatische Ordnung wie auch die auf dem Umschreibungsvermögen der Worte beruhende Ordnung, beide stellen quantitative Systeme dar, was eigentlich tautologisch gesprochen ist, da jedes System die Quantität zur konstituierenden Bedingung haben muß. Der Begriff als Quantitatives kann mithin nicht, wie es viele Logiker kritizistischer Richtung erklären, mit seinem Gegenstand übereinstimmen, wofern man dem Gegenstand nicht etwa alle qualitative Beschaffenheit nehmen und ihn zum bloßen Quantitativen herabdrücken will. Wir können daher dem Begriffe nur unter der Bedingung eine Daseinsberechtigung zukommen lassen, daß wir in ihm nicht mehr als das Wort erblicken, dieses allerdings als Bestandteil der sprachlichen Ordnung, d. h. eines Systems genommen. Notwendig scheint es allerdings nicht, für eine derartige Betrachtung des Sprachgebildes den Terminus „Begriff" einzuführen; denn wer nur das Wesen der Sprache richtig begreift, wird auch ohnedies nicht im Zweifel darüber sein, daß die Wörter und Worte, Kettengliedern vergleichbar, mit Häkchen versehen sind, mittels deren sie sich zum System aneinanderreihen können. Ganz verfehlt ist es aber — wenigstens nach unserer Auffassung — diese zur Systembildung befähigten sprachlichen Symbole für Abbilder der Gegenstände zu halten: außerhalb des Systems bedeuten die Wörter und Worte nichts, ihr Puls beginnt erst zu schlagen, wenn sich der ordnende Kreis um sie zu schließen beginnt. Einen Satz oder ein Urteil in seine begrifflichen Bestandteile auflösen wollen, dies muß als eine rein sprachliche Aufgabe betrachtet werden, die, richtig gelöst, nur ein sprachliches Resultat liefern kann. Denn, wie gesagt, dem einzelnen, d. h. alleinstehenden Worte entspricht so wenig ein realer Gegenstand wie eine adäquate Vorstellung; das aus seinem geordneten Zusammenhang gerissene Wort verhält sich in bezug auf unser Erkennen nicht anders wie jedes andere äußere Objekt, d. h. es kann höchstens als assoziative Veranlassung für das Entstehen von Bewußtseinsbildern dienen. Was erkenntnistheoretisch unter Assoziation zu verstehen ist, dies soll später kurz erläutert werden.

Die Erkenntnis, daß der Begriff in den Bereich des Quantitativen gehört, ist von großer Bedeutung. Denn die quantitativen

Gebilde, auch schlechthin Größen genannt, haben die Eigentümlichkeit, daß sie ernstlich nicht miteinander verglichen werden können. Mithin wird aus Begriffen, da doch zugestandenermaßen alle mittelbare Erkenntnis auf dem Wege des Vergleichens gewonnen werden muß, im eigentlichen Sinne eine Bereicherung unseres Wissens nicht hervorgehen können.

Schon ein paar aufs Geratewohl herausgegriffene Worte, wie z. B. Pflanze und Veilchen (nach der alten Terminologie: Begriffe) zeigen, daß sie, einem System, d. h. der Qantität angehörend, miteinander nicht verglichen werden können. Man kann höchstens feststellen (um mathematisch zu sprechen), wie oft das Wort Veilchen in dem Worte Pflanze enthalten ist; dies ist indessen nichts neues, da die Ordnung der beiden Worte zueinander ja von uns selbst vorgeschrieben ist, d. h. das Bildungsgesetz, das zwischen ihnen obwaltet, haben wir selbst gegeben. Allerdings ist damit das Wesen der Quantität und namentlich die Unmöglichkeit, aus quantitativen Synthesen (d. h. durch Vergleichen) Erkenntnis zu gewinnen, bei weitem noch nicht völlig erklärt. Dies kann aber hier noch nicht geschehen, weil wir, um die Richtigkeit des von der Quantität Gesagten wirklich einsehen zu können, erst noch etwas über die Urteile und das Verhältnis des Erkennens zum Sein wissen müssen, Fragen, die in den folgenden Kapiteln zur Erörterung gelangen sollen. Hier kann nur noch hinzugefügt werden, daß alle Erkenntnis schließlich Erkenntnis vom Sein ist; alle Unterschiede zwischen unseren Denkinhalten müssen also, da diese immerdar das Sein einschließen, Unterschiede des Seins darstellen; oder, anders ausgedrückt, alles Vergleichen und Unterscheiden kann nur besagen, wieweit einem Denkinhalt überhaupt Sein zukommt und wie dieses Sein in die Erscheinung tritt. In jedem Falle kommt es zunächst auf das Erkennen von Seiendem an, wo wir wirkliches Wissen aus dem vergleichenden Denken schöpfen wollen: alle Unterschiede sind Unterschiede des Seins usw. Im Gegensatze hierzu fordert die Quantität, daß die Frage des Seins in bezug auf das Quantitative ganz ausgeschieden wird. In der Zahlreihe hat die Zahl 3 nicht mehr Sein als die Zahl 1, da die 3 sich jederzeit durch die dreifach gesetzte Zahl 1 darstellen läßt, was unmöglich wäre, wenn die 3 mehr Sein hätte als die 1, oder wenn sie ein anderes Sein hätte als die 1, d. h. wenn 3 in der Zahlreihe für die Erkenntnis mehr bedeutete, als die Summe dreier Einheiten.

Die Zahlen können allerdings auch als *außerhalb* der Zahlreihe stehend an sich betrachtet werden; sie gehören dann jedoch nicht mehr in die Quantität und führen eigentlich gar nicht mehr mit Recht die Bezeichnung Zahl, wie sich dies später ergeben wird. Dabei wird auch *die* Auffassung, die mit der Zahl als einer *diskreten* Größe operiert, berichtigt werden müssen.

Da, wie wir zeigen konnten, auf dem Wege des vergleichenden Denkens aus „Begriffen" *neue* Erkenntnisse nicht zu schöpfen sind, so muß man wohl oder übel den Naturwissenschaften darin Recht geben, daß sie sich für ihre Forschungen zweckmäßig der *induktiven Methode* bedienen. Freilich dürfen wir unter dieser nicht etwa ein Verfahren verstehen, das seine Kraft ausschließlich aus der bloßen empirischen Beobachtung herleitet und das Vorhandensein von letzten und allgemein gültigen Sätzen leugnet; eine solche Methode, wenn sie sich als solche überhaupt an eine Mehrheit wendet, gibt es nicht. Da sie ja ihre eigenen Sätze als „wahr" ausgeben müßte, würde sie *diese* doch damit als Fundamente und allgemeine Grundlagen des Erkennens proklamieren, womit mindestens die Notwendigkeit der Anerkennung überempirischer Sätze überhaupt zugegeben wäre. Der größte griechische Philosoph hat in den um die Gestalt seines Meisters kunstvoll gedichteten Dialogen diesen Standpunkt so gründlich ad absurdum geführt, daß uns Späteren nichts übrig bleibt, als jene Widerlegung zu bewundern, ohne daß wir ihr etwas hinzufügen oder sie gar verbessern könnten.

Nicht diese Art der induktiven Methode ist es also, der wir das Wort reden, vielmehr meinen wir die naturwissenschaftliche Forschung, die von der Anschauung, d. h. von den Gegenständen selbst — also nicht von den Worten (Begriffen) — *ausgeht*, um unter Zuhilfenahme der von der logischen Induktion untrennbaren allgemeinen Wahrheiten neue Einsichten zu erlangen. Die systematischen Anordnungen des naturwissenschaftlichen Wissensstoffes sind ein vortreffliches Hilfsmittel für die Beherrschung des mehr und mehr anwachsenden Materials, die Gegenüberstellung einzelner Gruppen, Arten, Familien usw. läßt gewisse Zusammenhänge und Verwandtschaften, die einmal festgestellt sind, mit erstaunlicher Deutlichkeit für uns hervortreten — wirklich *neue* naturwissenschaftliche Erkenntnisse können wir aber aus den Beziehungen quantitativ geordneter Glieder zueinander nicht herausholen. Soll dies geschehen, so müssen

wir an den einzelnen Gegenstand herantreten: die bloßen Begriffe oder Worte versagen hier.

Um Erkenntnisse von den Gegenständen — deren Kenntnis immerhin vorausgesetzt werden mag — zu erschließen, genügt es mithin nicht, die Begriffe, unter denen wir dasselbe verstehen wie unter den Worten, auf Grund quantitativer Gesetze in Beziehung zueinander treten zu lassen; es genügt einmal um deswillen nicht, weil alle Gegenstände miteinander Relationen eingehen können, während die Begriffe dies nur in beschränktem Maße vermögen, dann aber, und darin liegt der wesentliche Unterschied von Begriff und Ding, um deswillen nicht, weil der Begriff ein qantitatives, also ausmeßbares Gebilde darstellt. Begriff und Gegenstand sind folglich nicht kongruent, ja sie sind nicht einmal ähnlich. Versteht man, wie wir es tun, unter dem Begriff das aus seiner qantitativen (grammatischen) Verbindung losgelöste Wort, so läßt sich das Gesagte auch in den Satz zusammenfassen: das einzelne Wort kann niemals der Repräsentant eines Gegenstandes sein.

Daß dem in der Tat so ist, dies wird auch für die Anhänger der bisherigen Logik ohne weiteres ersichtlich werden, wenn sie sich an den Ausspruch des Begründers der Logik erinnern, nach dem solange, als dem Worte nicht hinzugefügt ist, ob es bejahend oder verneinend gebraucht werden soll, von einem Gegenstande überhaupt noch nichts ausgesagt ist. Daraus geht aber hervor, daß nicht einmal die Existenz (d. h. das „Was") des Gegenstandes vermittelst des bloßen, d. h. isolierten Wortes bestimmt werden kann. Denn entweder ein Gegenstand ist — dies hätte die Bejahung zu bezeichnen — oder ein Gegenstand ist nicht — dann müßte die Verneinung gebraucht werden, um den Sachverhalt richtig anzugeben. Man kann mithin die Erklärung des großen Griechen, erst das Hinzufügen von Bejahung und Verneinung verleihe dem Worte die Macht, etwas von dem Gegenstande auszusagen, so ergänzen, daß man den Schluß bildet: das Wort für sich vermag irgendein Abbild eines Gegenstandes nicht zu geben. Es fehlt nämlich das Analogon oder Sprachsymbol des Zustandes, in dem der Gegenstand sich doch befinden muß, um überhaupt wahrgenommen werden zu können.

Man hat, um auch dieses Argument nicht unerörtert zu lassen, oft eingewendet, der Begriff stelle ein Unveränderliches dar, woran das Erkennen anknüpfe; den Wahrnehmungen selbst oder ihren

Abbildern komme demgegenüber Stabilität nicht zu, sie wendeten uns vielmehr, von des Raumes und der Zeit Wellen getragen, in jedem Augenblick ein anderes Gesicht zu. Wäre dem in der Tat so, d. h. verbürgte nur der Begriff den bleibenden Denkinhalt, so könnten wir ihn beim Erkennen nicht entbehren; denn das Vorhandensein einer scharf bestimmten Einheit, die wir zu einem andern Denkinhalt in Beziehung setzen, ist die Vorbedingung jedes Erkenntnisaktes.

Es würde verfehlt sein und nicht den Kern der Sache treffen, wollte man denen beipflichten, die jede Unveränderlichkeit des Begriffes damit abweisen zu können glauben, daß sie die billige Behauptung ins Gefecht führen, auch der Begriff sei variabel, da er sich oft im Laufe der Jahre, Jahrzehnte oder Jahre völlig ändere. So habe sich z. B. der Begriff „Frau" vielfach gewandelt: die asiatischen, griechischen, germanischen, romanischen Völkerschaften, sie alle hätten voneinander wesentlich abweichende Begriffe von der „Frau" gehabt, gar nicht zu reden von dem Begriff, den unsere Zeit mit der „Frau" verbindet. Aber, wie gesagt, auf diese historischen Unterschiede und Wandlungen kommt es für unsern Fall gar nicht an. Wir formulieren die Frage: worin besteht die Einheit (d. i. das Beharrende), die den Erkenntnisakt überhaupt erst möglich macht? Lautet die Antwort: diese Einheit liefert nur der Begriff, so ist dessen notwendige Existenz oder Konstituierung gesichert.

Das als wesentlich geforderte Kriterium des Begriffes — wir haben es schon eben erwähnt — besteht darin, daß er mit seinem Gegenstand übereinstimmen muß. Angenommen, der Begriff repräsentiere eine unveränderliche Einheit des Erkenntnisaktes, so müßte auch der ihm korrespondierende Gegenstand für uns eine Einheit bedeuten. Andererseits vermögen wir doch, dies wird allseitig zugegeben, neben den Begriffen auch Vorstellungen von den Dingen zu bilden, d. s. Abbilder der Einzeldinge, die uns von den Gegenständen Kenntnis geben. Auch diesen Abbildungen oder Vorstellungen muß demnach das Prädikat der Einheit zukommen, oder, um es erkenntnistheoretisch auszudrücken: die Einheiten, die uns die Begriffe garantieren sollen, müssen in den Gegenständen selbst liegen. Es bedarf also um diese Bestimmtheit oder Einheit zu begründen, nicht erst der Einführung des Begriffs; das Phänomen der Einheit entsteht, sobald wir nur Kenntnis von den Dingen erhalten, d. h. sobald wir uns nur Vorstellungen von ihnen bilden.

Ganz ähnlich verhält es sich mit einer anderen zur Ehrenrettung des Begriffs gemachten Bemerkung. Der Begriff soll die Eigentümlichkeit an sich haben, daß er, sobald man ihm die ihm wesentlichen Merkmale aufhebt, auch seine eigene Bedeutung verliert. Nimmt man z. B. einem Baume die Blätter, so wird man nicht anstehen, ihn trotzdem zu den Bäumen zu rechnen; auch der Verlust der Früchte würde hieran kaum etwas ändern; läßt man indessen die Äste und Wurzeln des Baumes verschwinden, so wird man in bezug auf das Übriggebliebene wohl nicht mehr von einem Baume sprechen können: Wurzeln und Äste waren für die Konstituierung des Denkinhalts „Baum" wesentlich.

Auch hier ist es nicht mit der leicht gefundenen Entgegnung getan, man habe bloß das Wort, d. i. die Bezeichnung geändert, da sie nach dem Wegfall jener wesentlichen Merkmale nicht mehr dem zu verkörpernden Denkinhalt „Baum" entspräche; deshalb setze man dafür das Wort „Stamm" oder desgleichen. Damit ist aber nichts erklärt. Wir wollen ja gerade wissen, warum wir die Bezeichnung ändern müssen, mit andern Worten, warum der ursprüngliche Denkinhalt sich gewandelt hat. Die Einsicht in das erkenntnistheoretische Problem, um das es sich hierbei handelt, kann dem Lernenden aus didaktischen Rücksichten erst später im Laufe der ganzen Darstellung verschafft werden. Irgend ein Argument für die Notwendigung der Beibehaltung des Begriffes gibt jedoch auch jene, oft herangezogene Erwägung nicht an die Hand. Denn, um es zu widerholen, der Begriffe soll ja mit seinem Gegenstande übereinstimmen; dieser muß also alle die Phasen durchmachen, die an dem Begriffe bemerkt werden. Die Kenntnis des Gegenstandes wird uns nun zugegebenermaßen durch die Vorstellung mitgeteilt, woraus hervorgeht, daß auch diese da nach dem Gesagten die wesentlichen Merkmale für das Ding von Bedeutung sein müssen, die oben zur Sprache gebrachte Eigentümlichkeit mit dem Begriffe teilt. Wir sind daher auch in dieser Beziehung nicht auf den Begriff angewiesen.

Mehr und mehr gewinnt endlich die Auffassung an Boden, die in der Definition oder Begriffsbestimmung eine reine Worterklärung erblickt; die Gegensätze zwischen den Verfechtern der Realdefinition und den Kämpfern für die Nominaldefinition beginnen sich allgemach zu nivellieren, und man bekennt sich in der Majorität wohl in beiden Lagern zu dem Satze, daß eine Definition geben, soviel heißt, wie die Grenzen der Wortbedeutung abstecken. So gibt z. B. die De-

finition des Hundes das an, was man unter dem Worte „Hund" versteht. Diese wachsend an Anhängern gewinnende Theorie verschuldet es nicht zum kleinsten Teile mit, daß es um die Erhaltung des ehrwürdigen Requisits „Begriff" recht schlimm aussieht; denn die Definition sollte nach altem Brauche die „wesentlichen Merkmale" des Begriffs vorführen, und wenn sie diese wesentlichen Merkmale einem Worte — als Nominaldefinition — anheftet, so bleibt eigentlich von dem Begriffe selbst nichts mehr übrig als der bloße Name. Aber auch dieser muß — und darauf bestehen wir unbedingt — aus der Logik verschwinden, damit nicht, von irgend einem Irrenden gerufen, eines Tages von neuem das Phantom „Begriff" aus der Schattenwelt heraufsteige und das unglückselige Spiel des „formalen Denkens" wieder beginne.

In der richtigen, wenn auch noch unklaren Erkenntnis, daß der Begriff etwas Selbständiges doch wohl nicht sei, haben einzelne Denker ihm einen Platz neben den eigentlichen Denkinhalten, d. i. neben den Vorstellungen zuerteilt. An dieser Stelle soll dem Begriff dann die Funktion zufallen, die Beziehung der Denkinhalte zueinander möglich zu machen, kurz, das treibende Moment beim Aneinanderreihen, Gruppieren und Vergleichen der Vorstellungen zu bilden. Wenn dem so ist, so ist eigentlich nicht recht einzusehen, weshalb überhaupt noch von jenem Schemen gesprochen wird und weshalb man nicht kalten Blutes jene Fähigkeit des Vergleichens usw. den Denkinhalten (Vorstellungen) selbst zuschreibt. Dann würden auch wir uns gern mit dem Begriffe einverstanden erklären, nämlich, wenn man darunter das Phänomen versteht, das die Denkinhalte miteinander verknüpft, das sie miteinander vergleicht und das sie unterscheidet usw. Denn, haben wir auch die Begriffe als Worte, die im quantitativen Verhältnis zueinander geordnet sind, erklärt, so muß es doch etwas geben, das diese auf Vergleichen beruhende Gruppierung konstituiert. Die Frage nach den Begriffen reduziert sich uns mithin auf die nach dem einen Begriff, nämlich nach dem Begriff der Gleichheit. Wir geben jedoch auch den Namen Begriff auf und untersuchen das Wesen des Vergleichens und der Vergleichung, wobei wir ganz ohne den landläufigen „Begriff" auskommen werden. Vorher ist aber noch eine kurze Erörterung der Verbindung nötig, in der nach der formalen Logik die Begriffe angeblich eine Hauptrolle spielen sollen: des Urteils.

— — —